

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 61 (1957-1958)
Heft: 20

Artikel: Sommerbekanntschaften
Autor: Schmid-Marti, F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670877>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 12.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nung — Nachteile sozialer Gerechtigkeit — Sparen verdirbt die Seelen. Die Glossen des baltischen Grafen haben bei uns in den dreissiger und vierziger Jahren eine vehemente und teilweise auch berechnete rassige Zurückweisung erfahren, denn man lässt sich nicht gerne von einem deutsch-national angehauchten Reaktionär belehren, auch wenn er mit seinen Ausführungen leider, leider oft recht behält.

Höchst aufschlussreich sind auch die Arabesken, die uns der scharfsinnige spanische Professor Salvador de Madariaga, in einer Mischung von Don Quichotterie und Hellsehertum, in seinem «Porträt Europas» beschert hat. Nach ihm sind die Schweizer dank ihrer Lebenshaltung zum Uhrmachervolk auserkoren und verdammt, obwohl sie auch Rebellen gegen diese Ordnung, wie Rousseau und Paracelsus hervorgebracht hat. Madariaga schreibt wörtlich: «Aber was soll aus den Schweizern werden? Die Deutschen, die Franzosen und die Italiener können aus Russland, England und Spanien jenes Quantum Verrücktheit einführen, das normale Menschen brauchen, um in diesem Leben zu bestehen. Aber die Schweizer? Blockiert durch den Verstand, was können sie tun? Sie sind ja geradezu aus Intellekt gemacht, in ihrer Zusammensetzung aus deutscher, französischer und italienischer Bevölkerung (?). Sicherlich müssen sie sich also für den reinen Verstand einsetzen. Und so ist es in der Tat, was zugleich erklärt, warum sie sich in der intellektuellen Herstellung par excellence spezialisieren: im Uhrenmachen.

Es ist kein Zufall, dass das Uhrenmachen eine vorwiegend schweizerische Kunst ist. Für diese Kunst waren die Schweizer durch ihre geographische Lage in der Mitte eines Rings intellektueller Völker vorausbestimmt. Durch sie ist den Schweizern jedes Abirren vom vorgezeichneten Pfad der Logik unmöglich gemacht. Wer weiss, ob nicht vielleicht Calvins Erfolg in ihrem Land auf einer geheimen Resonanz zwischen dieser geordneten Einteilung des Lebens und der Lehre der Vorausbestimmung beruht? ...»

Das Handbuch des in England naturalisierten Slaven Soloveytchik, dem besonders die Kleinlichkeit und Reizbarkeit des Durchschnittsschweizers auffiel, wollen wir streifen, um etwas länger bei Denis de Rougemont zu verweilen, der in seinem aufrüttelnden «Mission oder Demission der Schweiz» gewiss jedem verantwortungsbewussten Mitbürger aus dem Herzen spricht. Ueber den schweizerischen Materialismus enthält das Werk

zwei prachtvolle Kernsätze: «Der materielle Rahmen unseres Landes ist so vollkommen, dass er jede Form von Leben ausschliesst» und «Ich sehe immer jene Leute vor mir, die in der Wahl zwischen zwei Badezimmern zögern, von denen das eine dreihundert Franken mehr als das andere kostet und die im gleichen Atemzug die einzige Jahreszeitschrift abbestellen, deren Jahresabonnement runde zehn Franken ausmacht.»

Behält Lord Byron recht, der die Schweiz als ein «verflucht selbstsüchtiges Sauland roher Knoten» in Grund und Boden verdammt, oder die strahlende Prophezeiung Victor Hugos: «Die Schweiz wird in der Geschichte der Menschheit das letzte Wort behalten»?

Es hängt im Guten wie im Schlimmen, in hohem Masse von uns selbst ab!

F. Schmid-Marti

S O M M E R B E K A N N T . S C H A F T E N

Im Hotel «Friedegg» ist heute der letzte Vierertisch besetzt, der ovale Nischentisch drüben in der Ecke, wo die dunklen Blattpflanzen den kahlen Erker beleben.

Vier Gedecke liegen auf. Gedämpft rinnt das Licht aus der gelb verhängten Ampel über schneeiges Leinen und blinkendes Silber. Der Gong schlägt. Die Gäste kommen in Gruppen und einzeln, die Jungen behend, mit braun gebrannten Gesichtern, die Alten geruhig, mit wohl abgewogenen Bewegungen, mit höflichem Nicken nach diesem und jenem Tisch hin.

Die Mahlzeit geht ihren gewohnten Gang. Man vernimmt gedämpftes Lachen, höfliche Fragen, beredte Blicke. Leise klirren die Bestecke. Schwarzegekleidete Mädchen neigen sich mit schweren Platten lautlos zu den Gästen.

Drüben am Vierertisch: flüchtige Vorstellung, kurzes Nicken, schweigendes Essen. Kaum, dass die erste gemeinsame Mahlzeit lastende Fremdheit zu mildern vermag.

Vier Menschen aus vier Welten zwingt der letzte, leere Vierertisch in sein Rund. Vier Menschen aus völlig verschiedenen Lebenskreisen, die gestern noch himmelweit auseinander wohnten, zeitlich weltenfern geschieden waren. Heute reichen sie sich höflich Brotkorb und Wasserflasche, sagen sich Dank, wünschen sich guten Appetit.

*

Nun ist das blaue Heftchen um den Tisch gegangen. Darin steht Name, Wohnort und Beruf der vier Gäste verzeichnet.

Das erste Blatt mit den kühn hingeworfenen Schriftzeichen besagt, dass der Herr mit der jäh zurückspringenden Stirne und dem ersten Altersreif im Haar, Hans Hartmann heisst und Direktor einer Spinnerei in der Ostschweiz ist. Hell und durchdringend blicken die klugen Augen, aber es liegt beim Sprechen ein Anflug von Güte und Nachsicht darin.

Hinter gesenkten Lidern denkt der Mann, denkt viel und scharf. Das spürt man: Hinter dieser Stirn reifen Pläne. Man spürt die Hingabe an den Beruf, eine von keinem Misserfolg beirrbare Hingabe.

Eine Ahnung sagt, dass hier ein Mensch ist, der erreicht hat, was er mit ganzer Macht und allem Willenseinsatz erstrebte.

Heute denkt er nicht an Fabrik und Betrieb, oder will es wenigstens nicht. Er ist müde und sucht Erholung, er will den ewigen Kreislauf der Arbeitsgedanken unterbrechen, will sein müdes, zerriebenes Arbeitshirn, das selber bald zur Maschine ward, mit andern Eindrücken füllen.

Er sitzt, fast unbeholfen, und sucht nach Worten, wie sie das geniesserische Ferienleben kennt — und findet kein passendes Wort. Woher sollte er sie kennen? Bis jetzt hatte sein Leben nur eine Richtung: Vorwärts! Er wuchs in einem bescheidenen Dörflein, in einer elenden Hütte auf . . .

«Der See war heute lebendig bei dem starken Wind.» Ganz zuletzt, nachdem die Tischrunde sich ins blaue Heft eingeschrieben, fühlt sich Hartmann zu dem kurzen Verbindlichkeitswort an seine linke Nachbarin verpflichtet. Neben ihm sitzt ein junges Mädchen. Ihr gegenüber eine Frau, in mittleren Jahren mit lebhaften Augen. Diese Augen verschwenden nach allen Seiten lächelnde Blicke, suchen Unterhaltung, Annäherung.

In Fremdenbuch hat sie sich eingetragen:

Frau Josephine Seiler-Grundmann und Tochter.

Auf das unpersönliche Höflichkeitswort Hartmanns nickt das Mädchen gelangweilt. Dafür nimmt die Mutter schnell die Verbindung auf:

«Nicht wahr? Er war stürmisch wie ein ungezogenes Kind . . .» Sie lächelt erlöst, froh, dass der Bann des Fremdseins gebrochen ist.

Frau Seiler ist eine mit viel Phantasie begabte Frau. Jedem Erlebnis und jeder Begegnung misst sie aussergewöhnliche Bedeutung zu, sieht in jedem jungen, gutaussehenden Mann den zukünftigen Anwärter für die Hand ihrer Tochter . . . Mit einem Seitenblick hatte sie Hartmanns Eintragung ins blaue Heft gehascht. Ein Blick auf Hartmanns linke Hand . . . ein zweiter hinüber zu ihrer Tochter, und schon spinnt sie am goldenen Faden ihrer Träume:

Wäre das nicht . . . ?

Nelli Seiler ist ein reizendes Mädchen mit Bubi-kopf im Pagenschnitt, hell, schlank, mit klaren, kalten Augen, die manchmal zwar jäh, in flammender Freude aufblitzen, um nachher wieder in ziellose Fernen zu staunen. Alles an ihr ist noch kindhaft, vielleicht herzlos. In ihr ist noch nichts aufgeblüht. Das hübsche Gesicht hat etwas Derb-pikantes.

Frau Josephine Seiler ist eine gepflegte Erscheinung. Sie mag das fünfundfünfzigste Altersjahr überschritten haben. Wenn der Tag aber licht und voll seine Wärme spendet, wenn am Abend, wie heute, ein diskreter Seidenschirm die verräterische Helle der Lampe dämpft, wenn Josephine Seiler ihr halbes Glas Bordeaux getrunken, gibt man ihr nicht mehr als vierzig. So lebhaft blicken die dunklen Augen, so jugendlich. Einzig die welken, knochigen Hände reden und verraten die Jahre, aber Josephine Seiler hat ein seltsames Spiel in ihren Gebärden und weiss die Hände in graziöser Lässigkeit — soweit es angeht — im Schoss zu bergen.

Direktor Hartmann sitzt in tiefes Sinnen versunken. Hinter den gesenkten Wimpern wandern die Gedanken. Nervös streift die linke Hand mit dem blitzenden Stein über das Kreuzband der Abendzeitung. Kaum, dass er es sich versagen kann, einen Blick hineinzuworfen. Er liest . . . und wird blass vor verhaltener Erregung.

Wenn er jetzt daheim wäre . . . wenn er morgen früh den ersten Zug nehmen könnte, oder noch besser: das Flugzeug besteigen könnte . . . Gewinnchancen ausnützen könnte . . .

Sich kaum seines Tuns bewusst, beginnt Hans Hartmann mit nervösen Fingern auf dem Tisch zu trommeln, eben in dem Augenblick, da Frau Seiler sich anschicken will, mit einer Wetterbemerkung den flüchtig hingeworfenen Faden der Unterhaltung weiterzuspinnen.

Sie sieht Hans Hartmann ins Gesicht und nimmt seinen völlig abwesenden Blick wahr. Da schweigt sie und wendet die unruhigen Augen samt dem nimmermüden Mund ihrer Nachbarin zur Linken zu.

«Gertrud Lang, Hausfrau», hat sich diese im Buch eingetragen. Ach ja, diese Hausfrau! ... Den Händen nach rüstete sie das Gemüse noch mit dem Rüstmesser und wusch die Wäsche von Hand, so stumpf und verbraucht sahen die Finger aus ...

Sie fängt Josephine Seiler an zu langweilen, ehe sie noch mit ihr gesprochen hat.

Ja, Gertrud Lang und Josephine Seiler! Gibt es einen grösseren Gegensatz? Gertrud Lang, Hausfrau! Als ob es dieses Vermerkes bedurft hätte!

Mit kritischen Blicken umfasst sie die Tisch-nachbarin. Ja, diese verarbeiteten Hände! Das gute, herzliche, mütterliche Gesicht! Noch jung zwar, noch so — wie soll sie sagen? — so unverbraucht. Nicht übel das Gesicht, sanfte Augen, gütiger Mund, aber nicht gepflegt, das ganze Gesicht, nicht massiert ... dazu offenbar wenig geistige Interessen, keine Weltkenntnis ... Ein wenig altmodisch.

Gertrud Lang sitzt still und nachdenklich am Tisch. Sie denkt an daheim und seufzt heimlich auf. Schneeweisses Haar umrahmt ihr ausdrucksvolles Gesicht. Einst mochte es dunkel und voll gewesen sein. Jetzt ist es straff aus der Stirne gezogen und am Hinterkopf in einem dürftigen Zöpflein aufgesteckt. Sie trägt ein altmodisches Seidenkleid mit weiten Stulpenärmeln, das oben hoch schliesst und unten viel zu kurz ist.

Gertrud Lang denkt in diesem Augenblick an die vier Kleinen, die sie vor ein paar Stunden verlassen hat, verlassen musste, weil der Arzt es ihr mit ernstem Gesicht befahl.

Um ihre Mundwinkel läuft ein Zittern. Langsam füllen sich ihre Augen mit Tränen. Leise klirrt der Dessertlöffel auf ihrem Teller, und die Hand hebt sich in hilfloser Bewegung ...

In diesem Augenblick schaut Hans Hartmann hinüber in das Gesicht seiner unbekanntes Nachbarin, eben, als eine grosse Träne sich lautlos aus ihrer Wimper löst. Frau Lang spürt den Blick,

hält den Atem an und beugt sich tiefer über den Teller.

Hartmann hat in Sekunden erföhlt, was ihr Herz bewegt. Er blickt sie verstohlen an und nickt ihr ermunternd zu:

Haben Sie Heimweh, Frau Lang? Warme Herzlichkeit schlägt ihr aus seinen Worten entgegen.

«Ein wenig schon», lächelt sie unter Tränen, «die vier Kleinen, der Hansli und der Martin, das Bärbeli und das Greti ...» Die Bilder ihrer Lieben sind ihren Augen nahe.

«Nur Mutter», denkt Hans Hartmann, «aber welche Mutter!» Wärme und Wirkung gingen von dieser Frau aus. Er spürt in sich etwas, wie ein Griff nach dem Herzen.

Für drei Menschen ist am Vierertisch der Bann gebrochen.

Nelli Seiler lächelt ungläubig. Plötzlich hat ihr Gesicht etwas Nachdenkliches, Besinnliches. Was geht in ihr vor? Zieht sie Vergleiche zwischen Mutter und Mutter?

In Hans Hartmanns Seele ist auf einmal Ferienstimmung. Vergessen sind Fabrik und Börse. Er spürt ein heimliches Weben, ein stilles Erinnern an Kindheit und Jugend. Versunkene Glocken läuten. Warum? Wer brachte sie zum Klingen?

Hind und wieder hebt er den Blick und schaut in Gertrud Langs müdes Gesicht, das den Stempel der Erschöpfung trägt.

Das Orchester spielt die erste Konzertnummer. Aber Frau Seiler gähnt hinter der weissen Hand.

Sie erhebt sich und nickt Hans Hartmann zu. Sie wendet sich an Frau Lang:

«Gute Nacht, Frau Lang, überwinden Sie das Heimweh nach den Kindern, sonst machen sie keine gute Kur ... Kinder von heute bedürfen ihrer Eltern viel weniger als früher. Die Zeit und ihre Strömungen erziehen uns ja die Kinder. Mein Gott! Meine Tochter war schon so früh selbstständig.

... Komm, Nelli! Wir wollen schlafen gehen. Wünsche allerseits gute Ruhe.»

Nelli erhebt sich. Noch immer ist ein Staunen in ihren Augen.

Frau Seiler und ihre Tochter verlassen den Saal. Auch Frau Gertrud und Hans Hartmann stehen auf. Impulsiv, mit herzlicher Gebärde reicht er ihr die Hand:

«Gute Nacht, Frau Lang, und träumen sie von ihren Kindern. Ihr Gedenken wird sie aus der Ferne behüten.»



Königliche Gärten (Velázquez)